



Prüderie und Begehren – gehen in Dylan Thomas Kleinstadtfamilienporträt „Unter dem Milchwald“ Hand in Hand.

Foto Hilda Lobinger

verrückte und verschrobene, liebenswerte, lustige und auch lüsterne Figuren. Vom schmachtenden Gemeindepfarrer, dessen unterdrückter Trieb sich in schwülstig-lyrischen Ergüssen Bahn bricht, über den unglücklich verliebten Schankwirt bis hin zum Postboten, der über den Sex- und Seelenhaushalt der Kleinstädter bestens im Bilde ist, weil seine Frau daheim regelmäßig Briefe aufdampft. Um die kleinen Ausflüchte der Menschen geht es, und um ihre beträchtlichen Abgründe. Prüderie und Begehren gehen hier Hand in Hand. Das Alltägliche steht neben dem Abenteuerlichen, Skurriles kippt ins Surreale.

Bei Dylan Thomas führt ein Erzähler durch den Tag, wirft hier ein Schlaglicht auf eine Figur und reißt dort die Begegnung zweier anderer an. Regisseurin Ulrike Arnold dagegen macht alle fünf Darsteller zu Erzählern und lässt sie zugleich in rascher Abfolge zwischen verschiedenen Charakteren hin und her springen. Ihre zauberhaft zart versponnene Inszenierung passt perfekt zum Profil des Metropoltheaters, das sich dem poetischen Erzähltheater verschrieben hat, und der Magie großer Bilder, erzeugt mit minimalen

Mitteln. Seit nunmehr 15 Jahren beschert das der Off-Bühne am entlegenen Münchner Stadtrand regen Zulauf des Publikums und Zuspruch der Kritiker gleichermaßen.

In „Unter dem Milchwald“ reicht den Schauspielern der Austausch ein paar wenige Accessoires, um von einer Rolle in die andere zu gleiten. Dazu flinke Ortswechsel: raus durch die Tür des Bühnenhäuschens und damit raus aus einer Situation, und wieder rein durch die Tür und hinein in die nächste Szene. Wobei die Tür nicht nur die Grenze zwischen unterschiedlichen Spielorten markieren kann, sondern auch den Übergang von der Gegenwart in die Vergangenheit, die Nahtstelle zwischen Traum und Wirklichkeit, wenn etwa ertrunkene Seeleute ihrem Kapitän einen Besuch abstatten oder eine verwitwete Pensionswirtin mit Putzfimmel ihre beiden verstorbenen Ehemänner selbst als Tote noch schikaniert.

Eine schwermütige Drehorgel orgelt, die Drehbühne dreht sich, sichtbar angeschoben von den Darstellern selbst. Alles Handarbeit! Beschwerlich sieht das aus und doch auch leicht, so wunderbar geschmeidig, wie hier alles ineinanderfließt.

Die tollen Schauspieler – Lena Dörrle und Lisa Wagner, Markus Fennert, Gerd Lohmeyer und Thomas Meinhardt – zeichnen ihre Figuren mal mit feinem, mal mit gröberem Strich, aber stets stilsicher und subtil-komisch.

Wenn Ulrike Arnold der Vorlage etwas schuldig bleibt, dann ist es die streng sexuelle Duftnote, die sich schon im Titel von Dylan Thomas andeutet. Nicht nur um die Nöte, auch um die Notgeilheit der Menschen geht es also. Arnold aber setzt eher auf Blümchensexappeal, sie gibt sich weit menschenfreundlicher als der Autor (was die Inszenierung freilich nur sympathischer macht). Thomas schrieb, je länger er über Wales nachdenke, desto mehr komme es ihm vor wie ein Land, das von „lauter Perversen bevölkert“ wird.

Dass es in „Unter dem Milchwald“ gleichwohl nicht nur um Wales geht, steht außer Frage. Das macht auch dieser beglückende Theaterabend spürbar: Diese Kleinstadtfamilie samt ihren Sehnsüchten und Sorgen ist mit uns Heutigen verwandt. //

Christoph Leibold

ZÜRICH

Im Multiversum

THEATER WINKELWIESE:

„Konstellationen“ (SE)

von Nick Payne

Regie Stephan Roppel,

Ausstattung Marcella Incardona

„Wissen Sie, warum man die Spitzen seiner Ellenbogen nicht lecken kann?“, fragt die ausgesprochen gut gelaunte junge Frau im blauen Schlabberpullover den etwas mürrisch wirkenden Mann im roten Schlabberpullover. Im Ratgeber für erfolgreiches Flirten wird man so einen Satz wohl kaum finden. So verwundert es wenig, dass ihre so gestaltete Annäherung bei ihm erst einmal wenig fruchtet: „Ich lebe in einer Beziehung.“ Einstieg missraten. Wie wäre es mit: „Ich habe mich grade getrennt.“ Schwieriger Fall. Oder: „Ah ja.“ Vielleicht wird noch etwas draus.

Ein Mann und eine Frau lernen sich auf einer Party kennen. Der Funke springt über, eine Beziehung bahnt sich an und entwickelt sich – mit allen Hochs und Tiefs. Er geht fremd und/oder sie hat eine Liaison mit einem anderen Mann, er hält um ihre Hand an, sie ist (noch) nicht zum Jawort bereit, oder überraschenderweise doch? Sie wird

von einer schweren Krankheit heimgesucht, verliert die Sprache, verabschiedet sich per Sterbehilfe, oder es stellt sich heraus, dass der Tumor vielleicht doch gutartig ist. Warum bahnt sich das Schicksal diesen, seinen Weg? Oder seine Wege? Wie wenig ist nötig, dass sich alles ganz anders entwickelt?

In der Zweierbeziehung, die der britische Dramatiker Nick Payne in seinem 2012 in London uraufgeführten und in der Silvesternacht 2013 am Schauspielhaus Wien erstmals auf Deutsch aufgeführten Kammerstück „Konstellationen“ ausbreitet, ist nichts eindeutig. Hier hat das Schicksal mehrere Stränge.

Es treffen sich also ein Mann und eine Frau. Er ist Imker und wirkt ziemlich niedergeschlagen. Sie ist Quantenphysikerin und ein leicht überdrehtes Plappermaul. Man kommt sich näher und – Schnitt! Unvermittelt sieht man sie in eine spätere Zeit katapultiert. Offensichtlich sind die beiden jetzt ein Paar. Unheil liegt in der Luft. Aber bevor man sich auf die neue Situation richtig einlassen kann, wird das Rad der Zeit sogleich wieder zurückgedreht, und wir begegnen dem Paar in der Nacht nach der ersten Begegnung wieder – ein Moment der Weichenstellung: Bleiben sie zusammen? Oder nicht?

In der Quantenphysik geht man offenbar davon aus, „dass verschiedene Ergebnisse zu jedem denkbaren Zeitpunkt simultan nebeneinander bestehen können“, wie die Frau einmal, leicht angetrunken, dem Mann erklärt, dem weniger nach wissenschaftlichen Theorien ist („Ich würde heute Nacht wirklich gerne bleiben“). Denn „im Quanten-Multiversum existiert jede Wahl, jede Entscheidung, die du getroffen hast oder auch nicht, in einem unvorstellbar riesigen Ensemble von Paralleluniversen“. Das Fachgebiet der Frau bestimmt also die Handlung des Stücks, das die Schlüsselszenen der Beziehung wieder-



holt und in rascher Folge und mit kleinsten Abweichungen zeigt, die die Weichen für den weiteren Verlauf des Geschehens anders stellen können.

Regisseur Stephan Roppel peitscht das Paar – und damit auch das Publikum – im Eiltempo durch das Labyrinth der Paralleluniversen. Mit harten, durch Lichtwechsel gekennzeichneten Schnitten springt das Geschehen von der einen in die nächste Zeit- und damit auch Stimmungsebene. Einzige Requisiten auf der ansonsten leeren und mit einer je nach Lichteinfall spiegelnden Rückwand versehenen Bühne sind ein knappes Dutzend am Boden verteilte Metronome, die wohl zeigen sollen, dass die Zeit an anderen Orten des „Multiversums“ im selben Moment ganz anders ticken kann. Oder könnte.

Im Labyrinth der Parallelwelten – In Nick Paynes „Konstellationen“ (mit Vivianne Möslle und Michael Wolf) hat das Schicksal mehrere Stränge. Foto Judith Schlosser

Auf diesen Fingerzeig hätte die Inszenierung auch gut verzichten können. Denn Paynes höchst virtuoso und klug konstruierter Text benötigt solche Erklärungshilfen nicht. Und mit Vivianne Möslle und Michael Wolf steht ein Paar auf der Bühne, das nach einigen kleinen Unsicherheiten zu Beginn den hakenschlagenden Pas de deux durch die verschiedenen Zeit- und Stimmungsebenen ausgesprochen leichtfüßig und mit präzise gesetzten Brüchen aufs Parkett legt. //

Dominique Spirgi



DIE GRÖNHOLM-METHODE

Von Jordi Galceran | Regie: Jürgen Zielinski
Premiere: Fr, 7. März, 19.30 Uhr
Tel 0341.486 60 16 // www.tdjw.de



THEATER DER JUNGEN WELT LEIPZIG